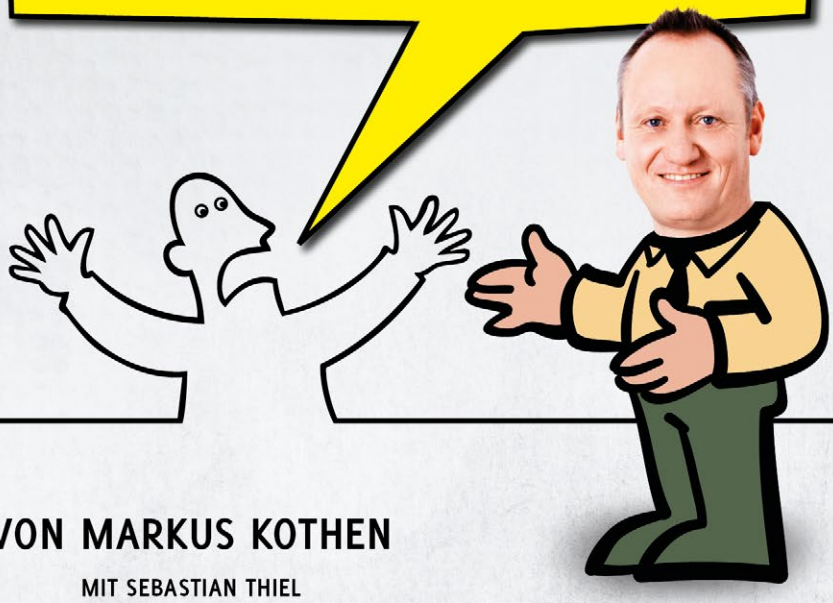
NEE, DAS WAR NOCH GELB!

WAHRE GESCHICHTEN
AUS DEM ALLTAG
EINES POLIZISTEN



VON MARKUS KOTHEN

MIT SEBASTIAN THIEL

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

MARKUS KOTHEN

NEE, DAS WAR NOCH GELB!

WAHRE GESCHICHTEN AUS DEM ALLTAG EINES POLIZISTEN

MIT SEBASTIAN THIEL
ILLUSTRATIONEN VON JANA MOSKITO

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

PROLOG: ABSTIEGSKRIMI 7
VORWORT: VORNEWEG 13
KAPITEL 1: AUSWAHLTEST 15
KAPITEL 2: LEHRJAHRE UND NERVENDE SPITZNAMEN 25
KAPITEL 3: ARAF UND SCHWARZZAHN 31
KAPITEL 4: LEBENDE LEICHEN 45
KAPITEL 5: SIEG UND NIEDERLAGE 57
KAPITEL 6: DIE DUNKLE SEITE 81
KAPITEL 7: GURKE MIT BEILAGE 95
KAPITEL 8: ROSA ELEFANTEN 119
KAPITEL 9: NORMALES TAGWERK 135
KAPITEL 10: UNSICHTBARE VERDäCHTIGE 163
KAPITEL 11: SPAZIERFAHRT 181
KAPITEL 12: NACHTS IM MUSEUM 199
KAPITEL 13: SPORTFREUNDE 211
KAPITEL 14: KLETTERPARTIE 231
KAPITEL 15: PRIORITäTEN 243
EPILOG: WIE WIRD MAN EIGENTLICH 254

PROLOG

ABSTIEGSKRIMI

Es gibt Tage, da hat man ein ganz schlechtes Gefühl im Magen. Heute ist so ein Tag. Eigentlich ist es ein wunderschöner Samstag im Mai. Die Sonne scheint, ein azurblauer Himmel erstreckt sich über unseren Köpfen und es riecht nach Grillfleisch. Der Tag wäre perfekt, um mit der Familie eine kleine Fahrradtour zu starten, in irgendeinem Landcafé Kuchen zu essen und am Nachmittag ein paar Bier mit Freunden zu trinken. Doch dazu wird es nicht kommen.

Mit meinen Kollegen warte ich stattdessen auf einem Parkplatz in der Nähe des Rhein-Energie-Stadions. In zwei Stunden beginnt der letzte Spieltag der Bundesligasaison. Köln empfängt die Bayern und könnte mit einem Sieg doch noch die Relegation sichern. Bei einer Niederlage würde sich jedoch die Wut der Fans über diese verkorkste Saison entladen. Mein Job ist es, dafür zu sorgen, dass die Situation nicht allzu sehr eskaliert.

Ich bin Polizist, Zugführer eines Alarmzugs, und wenn ich ein Fußballspiel besuche, dann leider nicht aus denselben Gründen wie die 50.000 anderen Menschen. Besonders nicht an einem Tag wie heute.

»Schon wieder Schnitzel.« Meine Kollegin schüttelt den Kopf und nimmt einen Schluck aus der Wasserflasche.

Seit auch Frauen in den Hundertschaften der Polizei ihren Dienst verrichten, ist zwar der Anteil von Salat im Verpflegungs-

beutel mächtig gestiegen, aber die Hauptmahlzeit, welche die Caterer für uns vorgesehen haben, sind immer noch Frikos oder Schnitzel.

Tief in meinen Gedanken versunken, öffne ich die weiße Plastiktüte und versuche, das Schnitzel mit dem Miniatur-Plastikmesser zu schneiden. Natürlich bricht es sofort.

»Du solltest es lieber essen«, sage ich zu meiner Kollegin und nehme das Schnitzel zwischen die Finger. »Es könnte ein langer Tag werden.«

Aus irgendeinem Grund weiß ich, dass ich recht behalten werde. Zwei meiner Alarmzugkollegen haben sich heute krank gemeldet, sechs sind im Urlaub, eine Kollegin ist im Mutterschutz. Also wird mein Einsatzzug mit einer reduzierten Stärke versuchen, die öffentliche Ordnung zu gewährleisten. Und das bei einem Risikospiel wie heute.

Die 20 Kilo des Körperschutzanzuges lasten bereits jetzt schwer auf mir und dabei hat das Spiel noch nicht einmal begonnen. Zum wiederholten Mal überprüfe ich die Walther P99 und vergewissere mich, dass sie auch fest in der dafür vorgesehenen Tasche verstaut und gesichert ist. Irgendwann entwickelt man eine beruhigende Routine, während man auf die Einsatzaufträge wartet. Diese währt allerdings nur so lange, bis das Spiel eine suboptimale Richtung einschlägt und man ins Stadion geht. Ich sollte vielleicht erwähnen, dass ich kein Fußballfan bin. Ob Bayern zum wiederholten Mal Meister wird oder Dortmund den Titel verteidigt, ist mir herzlich egal. Trotzdem lernen wir die Tabelle und die Spieltage genauso auswendig wie jeder Hardcorefan. Und die heutige Konstellation gefällt mir ganz und gar nicht.

Ich habe meinen Zug neben der Überdachung aufgestellt, direkt bei der Kölner Fankurve, und muss mit ansehen, wie Thomas Müller in der 85. Minute gerade das vierte Tor für die Bayern schießt. Das ist gar nicht gut. Für Köln steht nun der schwierige Gang in die zweite Liga an. Ich weiß es und die Fans wissen es

natürlich auch. Allerdings reagieren sie ein wenig emotionaler, als wir es tun.

Daher stehen wir ständig mit dem Chef des Einsatzes in Verbindung, von ihm erhalten wir eine Hiobsbotschaft nach der anderen. Eigentlich sollten wir bei so einem Risikospiel mit drei Hundertschaften vor Ort sein, doch leider wurde im Laufe der 90 Minuten eine davon nach Bonn verlegt. Dazu erhalten wir minütlich Hinweise auf Ultra-Gruppierungen, die ihre Meinung über den Abstieg anscheinend auf ihre ganz spezielle Weise kundtun wollen. Ein entspannter Samstag sieht anders aus.

Mit dem Helm an der Koppel stelle ich mich vor meine Kollegen. Schwäche zeigen ist hier verboten.

»Wenn wir gleich nach draußen gehen, sofort eine Kette vor dem Sechzehner bilden«, schreie ich und versuche, so selbstbewusst wie möglich zu klingen.

Ich bin 42 Jahre alt, Hauptkommissar und habe so ziemlich alles gesehen, was sich Menschen antun können. Diese grölende und von Hass zerfressene Menschenmenge jagt mir jedoch immer noch einen Schauer über den Rücken.

Als der Schiedsrichter den Spielern sagt, dass sie nach Abpfiff so schnell wie möglich vom Platz gehen sollen, weiß ich, dass es ernst wird. Während ich mit den Sicherheitskräften über die weitere Vorgehensweise berate, steigt plötzlich schwarzer Rauch aus der Fankurve. Ein gellendes Pfeifkonzert legt sich wie ein ständiges Piepen in meine Ohren. Hier unten auf dem Spielfeld kann man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen und die Spieler spurten plötzlich in den Kabinengang. Einige habe ich das ganze Spiel über nicht so schnell rennen sehen.

Neben den Rauchbomben werden bengalische Feuer gezündet. Das gehört leider fast schon zur Routine. Das grelle Rot blendet mich für einen Moment, dann wird das Spielfeld vor meinen Augen in tiefes Schwarz getaucht. Innerhalb von Sekunden ist der gesamte Block eingenebelt und dunkelgraue Wolken steigen in den

Kölner Nachmittagshimmel auf. Eben noch war das Spiel ein friedliches Fußballfest, jetzt herrschen Hass und Zerstörungswut. Flaschen und Steine fliegen im hohen Bogen, die ersten Fans klettern über den Zaun. Becher mit bernsteinfarbener Flüssigkeit prasseln auf uns nieder. Das Zeug perlt an meinem Anzug ab und landet tropfend auf dem Boden. Ich hoffe, dass es nur Bier ist.

Dann erhalten wir den Auftrag, vorzurücken. Ich überlege nicht mehr, spule einfach mein Programm ab. In diesem Moment nachzudenken, was alles passieren könnte, ist falsch. Wie abgesprochen bilden die Ordner die erste Reihe, sie sollen sich aber zurückziehen, wenn die Fans sich nicht mit Worten stoppen lassen. Ich befehle meinem Zug, eine Kette zu bilden, und spüre schon beim ersten Schritt auf dem Rasen einen beißenden Geschmack in meinem Rachen. Wie eine ätzende Wolke drückt er sich meine Kehle herunter.

Verdammt, was verbrennen diese Idioten da?

Auch diese Überlegung verbanne ich schnell in den hintersten Winkel meines Verstandes und schärfe meinen Blick auf diese schwarze Wand. Werbebanner werden eingerissen und immer mehr Menschen stürmen aufs Spielfeld. Jetzt weiß ich, warum sich das Wort »Fan« von »Fanatismus« ableitet. Im wahren Leben sind sie bestimmt keine schlechten Menschen, aber hier verwandeln sie sich in eine einzige zornige Horde, die außer ihrer Zerstörungswut nichts mehr kennt. Ihre Kapuzenpullis haben sie tief ins Gesicht gezogen, während sie das Stadion auseinandernehmen. Wieder fliegen Rauchbomben, Feuerwerkskörper, abgebrochene Flaschen. Diesmal in unserer Nähe.

Die angeblichen Fans lassen sich auch nicht mehr von der ersten Reihe Ordner besänftigen, sondern prügeln einfach drauflos. Im selben Moment bekommen wir den Auftrag, noch weiter vorzurücken. Ein ohrenbetäubender Lärm legt sich auf meine Ohren, ich schwitze unter dem Anzug, überall liegt beißender Nebel in der Luft und mein Herz hämmert auf Hochtouren, als ich meinem Zug den Befehl gebe und wir geschlossen losrennen. Noch im Laufen

ziehe ich das RSG-8, mein Reizstoffsprühgerät, und drücke ab. Ein scharf geworfenes Feuerzeug trifft meinen Helm, neben mir kommt ein Kollege zu Fall und die Fans machen nicht den Anschein, als würden sie weichen wollen. Meine Gedanken rasen. Wir sind zu schwach, um einen Konflikt dieser Größe aufzulösen. Innerlich bereite ich mich auf eine Massenschlägerei mit ungewissem Ausgang und Liveübertragung vor, als ich erneut das RSG ansetze und den 400-Milliliter-Tank leer mache. Links und rechts schießt ebenfalls ein dünner Strahl mit Pfefferspray auf die Randalierer. Obwohl das RSG eine Reichweite von vielen Metern hat, brennt es mir sofort in den Augen. Die Ordnerkräfte ziehen sich zurück und nun stehen wir allein der schreienden, vermummten Wand gegenüber, die uns abgrundtief zu hassen scheint. Es fliegen weitere Gegenstände, die Männer stacheln sich gegenseitig an, wir gehen noch ein Stück nach vorne und versuchen, die Rädelsführer mit Pfefferspray einzunebeln. Wie viel Testosteron muss in ihren Blutbahnen rauschen, wenn sie immer noch ihre Hasstiraden brüllen, obwohl sie vom Reizgas heulen und husten.

Ich habe keine Ahnung warum, aber in diesem Moment muss ich an meinen Geschichtslehrer auf dem Gymnasium denken und an diesen Montag, als ich ihm von meinem Wunsch erzählte, zur Polizei zu gehen. Er hat mir davon abgeraten.

Aber auch wenn mir in diesem Augenblick die Augen vom Pfefferspray tränen und ich von Hunderten von Fans ausgepfiffen und mit Gegenständen beworfen werde, so hatte er doch unrecht.

VORWORT

VORNEWEG

Als Polizist arbeiten zu dürfen, empfinde ich selbst nach so vielen Dienstjahren noch als Bereicherung und irgendwie auch als Ehre. Manche Schichten sind sicher unspektakulär, andere dafür umso arbeitsintensiver. Ich kenne nicht viele Berufe, die ein so breites Spektrum an Aufgabengebieten ihr Eigen nennen dürfen. Es gibt Tage, da spielen wir Wegweiser für verwirrte Touristen, zwei Stunden später müssen wir mit Engelszungen auf Betrunkene einreden und sofort danach eine Massenschlägerei beenden. Wir blicken in die tiefsten Abgründe der menschlichen Seele und werden anschließend zu einer alten Dame gerufen, die ihren Vogel nicht finden kann, obwohl er brav auf der Stange im Käfig sitzt.

Mit diesem Buch möchte ich Sie einladen, einen kleinen Blick hinter die Kulissen zu werfen. Die Tätigkeit bei der Polizei bringt es mit sich, regelmäßig Ausnahmesituationen mitzuerleben. Diese Erfahrungen möchte ich mit Ihnen teilen, um die Geschichte eines Polizisten zu erzählen, wie sie wirklich ist. Meine Geschichte.

Natürlich müssen dabei Grenzen eingehalten werden. Ich bitte Sie um Verständnis, dass ich bei Polizeitaktik und Strategie sowie bei den Ermittlungsmethoden nicht ins Detail gehen kann. Gerade Kollegen werden bemerken, dass Fälle sowie der Sprachgebrauch der Lesbarkeit angepasst wurden, damit nicht seitenlange Abkürzungen oder zu viel »Fachchinesisch« in das Buch einfließen.

Ebenfalls möchte ich an dieser Stelle anmerken, dass jede Person, die wegen einer Straftat angeklagt ist, bis zum gesetzlichen Beweis ihrer Schuld als unschuldig anzusehen ist.

Nicht nur aus diesem Grund war es mir sehr wichtig, dass alle Personen und Orte umfassend verfremdet sind. Den unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher Jonny Hartung werden Sie so also nicht auf der Straße treffen und meinen Kollegen Helmut Mattus nicht zu seinem nächsten Einsatz rufen können. Einige Passagen wurden abgemildert, andere ein wenig geändert, doch alle im Buch enthaltenen Geschichten beruhen auf wahren Begebenheiten aus nun fast 25 Dienstjahren bei der Polizei.

Die Realität hat wenig mit den Fernsehserien gemein. Manchmal ist sie brutaler, oftmals auch komischer, immer aber mindestens genauso interessant. Als Polizist erlebt man Menschen in ihren schwächsten und stärksten Momenten. Denken Sie daran, wenn Sie das nächste Mal einem Polizisten begegnen, mit Sicherheit kann er ähnliche Geschichten erzählen.

Markus Kothen

KAPITEL 1

AUSWAHLTEST

Du bist ja völlig verrückt, Markus. Du solltest wie die anderen studieren gehen und etwas Ordentliches lernen.«

Etwas entgeistert sah ich meinen Geschichtslehrer Herrn Humpe an. Es war ja nicht so, dass ich Straßenmusiker werden oder mein Leben lang Nachbars Hunde Gassi führen wollte. Nein, ich hatte ihm gerade offenbart, dass Polizist mein Traumberuf sei und ich eine Bewerbung in Erwägung ziehen würde. War das nicht *etwas Ordentliches*?

Ich mochte Herrn Humpe. Seine Art, geschichtliche Gegebenheiten auf einfachste Weise zu erklären, war einzigartig, er war weder zu streng noch zu locker und hin und wieder ließ er interessante Anekdoten in den Unterricht einfließen. Man könnte sagen, dass er hier auf dem Gymnasium mein Lieblingslehrer war, dessen Meinung ich sehr schätzte. Das war auch der Grund, warum ich mit 18 nach der Stunde zu ihm gegangen war und ihn um seine Einschätzung gebeten hatte. Und jetzt erschütterte er mich mal eben in meinen Grundfesten.

Eigentlich hatte ich mit einer anderen Reaktion gerechnet. Von ihm abgesehen hatte ich erst einer einzigen Person von meinen Plänen erzählt, meiner Freundin. Doch während sie direkt begeistert von der Idee gewesen war, gab mir die Meinung meines Geschichtslehrers zu denken. Eigentlich dachte ich, dass es andersherum sein würde. Aber vielleicht hatte sie dieses Männer-

in-Uniform-Ding im Kopf und unterstützte mich deshalb vorbehaltlos.

»Wieso meinen Sie das?«, hakte ich mit wachsender Unsicherheit nach.

Herr Humpe setzte sich mit einem langen, väterlichen Seufzer auf die Tischkante und begann zu referieren.

Die Polizei wäre der Sündenbock für jegliches dilettantische Auftreten der Regierung. Es wäre kein Rumgeballere wie in den amerikanischen Serien und sowieso sähen die Uniformen nicht so schick blau-schwarz aus. Die grün-gelben Stofffetzen würden ihn eher an Kanarienvögel erinnern. Zumindest was das anging, waren wir uns einig. Des Weiteren würde ich mir bestimmt ein völlig falsches Bild von der ausführenden Staatsmacht machen. Viele Nachtschichten, wenig Geld, wie sollte man da nur ein ordentliches Familienleben führen. Es gäbe auch keine Verfolgungsjagden und überhaupt würde der ganze Beruf nur daraus bestehen, betrunkene Jugendliche zu ihren Eltern zu fahren.

Herr Humpe schloss damit, dass ich meine Entscheidung noch einmal überdenken und mir am besten einen interessanten Studiengang aussuchen sollte. Ob Bauzeichner nicht etwas für mich wäre? Ich könne auch gut erklären und hätte eine ruhige, besonnene Art. Geschichte und Deutsch auf Lehramt, das wäre das Richtige für mich.

Ich? Vor einer Schulklasse stehend und über die Weimarer Republik referierend? Das Bild ging einfach nicht in meinen Kopf hinein. Heute weiß ich, dass er es einfach nur gut meinte. Es war halt seine Meinung, doch ich wollte mir meine eigene bilden. Nachdem auch meine Eltern hinter der fixen Idee standen, dass ihr Sohn Polizist werden könnte, setzte ich mich also im Frühjahr 1987 an Vaters Schreibmaschine und tippte die erste Bewerbung meines Lebens. Wie sich herausstellte, sollte es glücklicherweise auch die letzte sein.

Ein paar Wochen und viele Schriftstücke später stand plötzlich der Dorfpolizist vor unserer Tür.

»Mal gucken, ob du auch ein ordentlicher Junge bist«, nannte er es. »Die geregelten Verhältnisse überprüfen.«

Im Beamtendeutsch hieß es natürlich *Ausübung des Sicherheitsüberprüfungsgesetzes*, doch er warf nur einen kurzen Blick in mein Jugendzimmer, nickte und ging dann mit meinen Eltern in die Küche. Mehr gelangweilt als interessiert, sah er sich ein paar Mal in der Wohnung um, klopfte mir auf die Schulter und setzte sich dann mit meinen Eltern an den Kaffeetisch. Mit mir wechselte der Mann kaum ein Wort, was mir aber auch ganz angenehm war, da er sich prächtig mit Vater über die Bundesliga unterhalten konnte.

Tatsächlich war es bei Bewerbern damals so, dass der örtlich zuständige Bezirksbeamte die familiären Verhältnisse unter die Lupe nahm, und ich kam mir dabei überaus wichtig vor.

Einen Monat später war es endlich so weit. Es schien, als hätte unser Dorfpolizist an Mutters Kaffee nichts auszusetzen gehabt, sodass ich zum zweitägigen Auswahlverfahren nach Münster eingeladen wurde. Mit dem neuen Mix-Tape von ABC und dem gerade gebraucht gekauften Opel Kadett fuhr ich also in meine neue Zukunft. Zwischen mir und der Uniform standen zwei Tage voller Fragen, Gespräche und Sport. Eigentlich dachte ich, dass ich gut vorbereitet wäre. Immerhin hatte ich mir in den letzten vier Wochen täglich die Informationen aus zwei Tageszeitungen reingeprügelt und dazu etliche Fachgebiete wie Staatskunde oder den Dreisatz aufgefrischt. Man wusste ja nie. Ich hatte nur eine grobe Vorstellung davon, was die Leute in Münster abfragen würden. Das Internet gab es damals noch nicht und selbst der Dorfpolizist winkte ab und schüttelte den Kopf. »Dat kann ich dir nicht mehr sagen, Jung. Dat ist einfach zu lang her.«

Also lernte ich einfach alles, was mir wichtig erschien, und verbarrikadierte mich in meinem Zimmer. Dadurch war ich zwar nicht mehr imstande zu sagen, ob draußen die Sonne schien, konnte aber die tagespolitische Lage der letzten Wochen auswendig aufsagen.

In der Kaserne angekommen, musste ich leider feststellen, dass selbst das anscheinend nicht genug war.

»Morgen Kadetten«, begrüßte uns ein übel gelaunter Ausbilder mit Schnauzbart. »In zwei Tagen wird von euch 60 Milchgesichtern nicht mal mehr ein Drittel hier noch stehen.«

Im selben Jahr erschien der Film *Full Metal Jacket* und ich bin mir ziemlich sicher, dass Stanley Kubrick in unserem Ausbilder ein wunderbares Vorbild für seinen Gunnery Sergeant Hartman gefunden hätte. Nach dieser herzlichen Begrüßung wurden wir auf unsere Stuben geschickt, natürlich nicht ohne den Hinweis, »dass wir es uns bloß nicht zu gemütlich machen sollten«.

Der erste Stubenkamerad, den ich traf, hatte anscheinend vom Strafgesetzbuch über Geschichte bis hin zu Mathematik und Geografie so ziemlich alle Bücher auswendig gelernt, die er kriegen konnte. Peter konnte mühelos die Paragrafen im Wortlaut wiedergeben. Dabei wackelten seine Segelohren bei jedem Wort ein wenig mehr. Er hatte zudem eine diebische Freude daran, alle anderen in seiner Umgebung schlecht aussehen zu lassen. Als er schließlich kurz vorm Abheben war, saß ich mit gepacktem Koffer auf meinem Bett und dachte nach. Wenn alle Bullen das Wissen einer Enzyklopädie in sich vereinen mussten, war ich hier definitiv fehl am Platz. Dumm war ich nicht, aber einen C64 hatte ich auch nicht im Kopf. Peter hingegen würde den perfekten Polizisten abgeben, da war ich mir sicher. Sportlich war er topfit, sein Spind sah perfekt gemacht aus und an den glatten Kanten seines Bettbezugs hätte man sich schneiden können. Klar, ich hatte nie Probleme damit gehabt, Passagen aus Büchern auswendig zu lernen, allerdings fraß ich die Dinger nicht, wie dieser Roboter es zu tun schien. Meine Miene hellte sich auf, als die zwei anderen Mitbewohner die Stube betraten und mit einem tiefen Seufzer ihre Taschen fallen ließen.

Michael machte gleich Eindruck, indem er mehrere schweinische Witze erzählte und eine 1,5-Liter-Wasserflasche innerhalb

von wenigen Sekunden leerte. Er hatte breite Schultern, Arme wie Baumstämme und pechschwarze Haare, auf die selbst Schneewittchen neidisch gewesen wäre. Es schien, als habe er schon so ziemlich jede Sportart ausprobiert. Michael gehörte zu der Art Typ, den man nicht allein im Dunkeln treffen wollte. Dazu hatte er das filigrane Feingefühl einer Dampfwalze.

Richard war anders und setzte bei jedem versauten Witz noch einen drauf. Vor allem, wenn er nervös war. Und in den nächsten zwei Tagen war er sehr nervös. Hätte es das damals schon gegeben, wäre Richard ein hervorragender Stand-up-Comedian geworden. Zumindest wenn die Freiwillige Selbstkontrolle eine »Ab 18«-Version zugelassen hätte. Eine so inflationäre Verwendung von bestimmten Begriffen aus der Tierwelt hatte ich selten zuvor gehört. Wir drei verstanden uns schon beim ersten Händeschütteln, obwohl ich ebenfalls merkte, dass selbst die beiden neuen Zimmergenossen von Peters Wissen ziemlich beeindruckt waren.

Peter war es auch, der voller Vorfreude in unserer Stube umherging und dem theoretischen Teil entgegenfieberte, bevor ich überhaupt mein Bett gemacht hatte. Mein Verdacht erhärtete sich, dass er ein von der Bundesregierung entwickelter Roboter war, der hier zu Testzwecken ausgebildet wurde. Es war immerhin 1987, die Welt rüstete zwar gerade ab, aber nebenan lag die Deutsche Demokratische Republik, mit einer hohen Mauer von uns abgeschirmt. Alles war möglich, oder?

Mit einem gehörigen Maß an Aufregung quetschten wir uns in den großen Saal und erhielten eine erneute Ansprache, wie der perfekte Polizist der Republik auszusehen hatte. Und ich hatte so gar nichts mit dem Typen gemein, welcher mit starrem Blick von dem Projektor auf uns herabblickte. Dann bekamen wir die ersten Fragebögen. Zwar wurde nicht die politische Lage der letzten Wochen abgefragt, trotzdem konnte ich mit meinem neu erworbenen Wissen punkten. Eigentlich kam ich sogar sehr gut durch, was meinen Mut wieder ein wenig ansteigen ließ. Anschließend folgten

mehrere Einzelgespräche, dann wieder Fragebögen, Aufsätze und schließlich Filme, über die wir Berichte schreiben mussten.

Unsere genaue Punktzahl wurde uns nicht mitgeteilt, jedoch durften am Abend schon etliche Anwärter nach Hause fahren. Wir vier gehörten nicht dazu, was Michael und Richard dazu veranlasste, nach Feierabend »kurz mal nach Münster reinzufahren«.

Peter lernte auf der Stube weiter Gesetzestexte auswendig, während ich eine ganz andere Mission hatte. Am nächsten Tag stand der Sporttest auf dem Programm und vor dem hatte ich richtig Bammel. Ich war bestimmt nicht der unsportlichste Mensch auf diesem Planeten, spielte gerne Handball und ging hin und wieder mal joggen, doch eine Sache bereitete mir Kopfzerbrechen: Klimmzüge.

Von Peter wusste ich, dass man zehn schaffen musste, ansonsten konnte man seine Koffer packen. Also hatte ich mir Sportkleidung angezogen und stand jetzt mutterseelenallein in der Halle.

Ich blickte auf die Stange über mir.

Aus irgendeinem Grund weigerten sich meine Arme mit stetiger Hartnäckigkeit, das Gewicht meines Körpers mehrmals hintereinander nach oben zu ziehen. Über eine halbe Stunde versuchte ich, es zumindest einigermaßen professionell aussehen zu lassen, doch ich hatte nur das Gefühl, als würde ich wie ein nasser Sack an der Stange hängen. Meine Hoffnung schwand mit jeder Sekunde, in der ich lang gestreckt und schwer keuchend dort rumhing.

»Was machst du denn da?« Mit einer Mischung aus Interesse und Belustigung gesellten sich schließlich Michael und Richard zu mir und näherten sich laut prustend dem Schauplatz meiner Anstrengungen. Wahrscheinlich hatte Peter ihnen gesagt, wo ich zu finden wäre. Beladen waren die beiden mit weißen Plastiktüten, aus denen ein äußerst bekanntes Klimpern zu hören war.

»Ich übe«, konnte ich schwer atmend gerade noch so hervorpressen.

»Für morgen?« Die beiden konnten sich ein Lachen nicht verkneifen. »Ein bisschen spät, oder?«

Sofort schwang sich Michael an die Stange, machte mal eben 20 Klimmzüge und gab mir dabei noch den einen oder anderen Tipp. Bei dem Anblick sah auch ich ein, dass ich mit dieser Übung vielleicht ein wenig zu spät begonnen hatte. Schließlich ging ich mit den beiden wieder auf die Stube. Den schriftlichen Teil hatten wir vier geschafft und jetzt sollte ich mich so einer Stange geschlagen geben? Meine Stimmung hob sich jedoch merklich, als Michael und Richard die Plastiktüten öffneten.

Ihrer Meinung nach musste unser kleiner Teilerfolg natürlich gefeiert werden, daher ließen wir den Abend mit einigen Bieren gemütlich ausklingen. Nach der dritten Flasche fand ich selbst Peter nicht mehr ganz so unsympathisch und ein von der Bundesregierung entwickelter Roboter war er auch nicht. Dafür fragte er einfach zu oft nach, was wir gerade gesagt hatten. Irgendwann glitten wir in einen beruhigenden Schlaf und der Sporttest war ganz weit weg.

Zumindest bis am nächsten Morgen der Donner über uns hereinbrach. Im ersten Moment dachte ich, es würde Krieg herrschen. Ein schrilles Geräusch kreischte in einer ohrenbetäubenden Lautstärke, sodass wir und alle anderen Anwärter in einem Umkreis von 500 Metern sofort aufrecht im Bett standen. Mein Herz hämmerte, als wäre ich nackt auf dem Roten Platz aufgewacht und an den Gesichtern von Michael und Richard erkannte ich, dass es ihnen genauso ging.

»Was ist das?«, schrie Michael.

»Was?«

»Was das ist?«

Ich zuckte mit den Schultern.

War es ein Alarm unserer Ausbilder, um die Aufnahmefähigkeit unter Schock zu testen? Eine neu entwickelte Audiowaffe, bei der wir als Versuchskaninchen herhalten mussten?

Zu dritt machten wir schließlich den Ursprung dieses Lärms aus. Neben Peters Bett stand ein kleiner Wecker, der seinen schril-

len Ton so immerwährend in den Raum warf, als ob gerade ein Fliegerangriff stattfinden würde.

Mittlerweile klopften andere Bewerber an unsere Tür und zeigten uns unschöne Gesten, während Richard endlich dieses Gekreische ausstellte.

Nur einer schien von dem ganzen Trubel nichts mitbekommen zu haben: Nachdem meine Ohren sich wieder an normale Verhältnisse gewöhnt hatten, konnte ich tatsächlich das monotone Schnarchen von Peter ausmachen. Er schlief noch immer tief und fest. Nur ein beherzter Tritt gegen das Bettgestell konnte ihn aus seinen Träumen reißen.

»Hast du das nicht gehört?«, schoss es sofort aus mir heraus.

»Was gehört?« Nur mühsam richtete sich Peter auf und gähnte herzhaft.

»Dein Wecker macht ganz Münster wach.«

»Mein Bäcker macht den Küster nass?«

Er hätte diese Worte auch auf Altaramäisch sagen können, wir drei hätten genauso blöd aus der Wäsche geguckt.

So stellte sich heraus, dass Peter schwerhörig war. Bei einem normalen Gespräch fiel das kaum auf. Waren allerdings mehrere Geräuschquellen im Spiel, hörte er fast nichts mehr. Wir drei wussten, was das bedeutete, die Ausbilder während des medizinischen Tests übrigens auch.

Keine drei Stunden später war Peter auf dem Weg nach Hause und wir in der Sporthalle. Ich hätte schwören können, dass er zum Abschied eine Träne verdrückte. So viel zum Thema Roboter.

Nach Leistungstests und Dauerlauf kam die Reckstange immer näher und der Kloß in meinem Hals verfestigte sich weiter. Zwei Ausbilder standen vor dem Gerät und zählten genau mit, während die Anwärter in einer Linie aufgestellt waren. Zumindest war ich nicht der Einzige, der hier scheitern würde, dachte ich mir, als mindestens die Hälfte der Übriggebliebenen schwer atmend auf die Matte fiel. Ich war als Letzter an der Reihe und sprach innerlich zu meinen Armmuskeln, dass sie nur zwei Minuten Gas geben müssten, dann wäre alles vorbei.

Die ersten neun Klimmzüge schaffte ich noch, dann hatte meine Muskulatur anscheinend anderes zu tun. Und so hing ich mit gestreckten Armen am Reck wie eine mexikanische Piñata und wartete darauf, dass die Ausbilder mir den letzten Schlag verpassten und mir den Stempel »Nicht tauglich!« aufdrückten. Innerlich schrie ich mich an, biss mir auf die Lippen und versuchte, alle meine Kräfte zu mobilisieren. Mein innerer Schweinehund schien zu einer riesengroßen Bestie zu werden. Ich strampelte mit den Beinen wie eine Spinne in den letzten Atemzügen und hievte mich nach oben. Mein Körper begann zu zittern, als meine Nasenspitze gerade so auf Höhe der Stange war. Dabei spürte ich, wie meine Finger abrutschten. Nur noch wenige Zentimeter …

Innerlich schrie ich mich an, biss mir auf die Lippen und versuchte, alle meine Kräfte zu mobilisieren.

Geschafft. Das war haarscharf … Hoffentlich hatte der Prüfer das auch gesehen und ließ es gelten! Die Zeit schien langsamer zu laufen. Tja, vielleicht doch Bauzeichner?

Genau in dieser Sekunde passierte etwas Merkwürdiges. Vielleicht war es Schicksal, Kismet oder einfach nur Glück, auf jeden Fall riss mich ein gellender Schrei aus den Gedanken. Irgendwer war zwei Stationen vor mir umgeknickt. Ein junger Mann, der sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Knöchel hielt, zog die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Routiniert führten die Ausbilder den Bewerber auf eine Bank und widmeten sich erst dann wieder ihren Klemmbrettern. Ich hatte mich mittlerweile wieder aufgestellt und stand unter dem Reck.

»So … weiter geht's. Hast du deine Zehn?«, wollte der Ausbilder wissen.

»Hat er«, sagten Michael und Richard fast im Chor.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu nicken. Der Ausbilder machte einen Haken hinter meinem Namen und sofort ging es zur nächsten Station.

Die Getränke am Abend würden wohl auf mich gehen.

Am Morgen des nächsten Tages wurden die Ergebnisse verlesen. Der Sergeant-Hartman-Verschnitt sollte recht behalten. Gerade einmal 18 hatten die Prüfungen bestanden und durften die Ausbildung bei der Polizei aufnehmen. Ich gehörte zu ihnen.

Auf dem Parkplatz verabschiedete ich mich von Michael und Richard. Man würde sich bestimmt noch einmal irgendwo sehen und könnte dann ein Bier zusammen trinken. In diesem Moment fand ich es schade, dass sich unsere Wege trennten; dass die beiden mich meine ganze Dienstzeit über begleiten würden, wusste ich noch nicht.

Bevor ich ins Auto stieg, suchte ich mir ein Münztelefon und rief zu Hause an. Nur drei Worte drangen über meine Lippen, noch bevor meine Mutter ihren Namen sagen konnte: »Ich bin Polizist.«

KAPITEL 2

LEHRJAHRE UND NERVENDE SPITZNAMEN

Endlich war es so weit. Ich durfte die Uniform tragen. Nach bestandenen Prüfungen war ich endlich ein ausgebildeter Polizist. Die zweieinhalb Jahre auf der Polizeischule waren hart. Natürlich tranken wir hin und wieder ein Bier, der eine oder andere auch eins zu viel, aber im Großen und Ganzen bestand die Zeit doch aus Lernen und Arbeiten. Und nach all den Monaten, in denen ich Gesetzestexte auswendig gelernt, Verkehrsrecht gebüffelt und während der Selbstverteidigungskurse schwitzend auf der Matte gelegen hatte, durfte ich nun endlich einen grünen Stern auf der Schulter tragen.

Polizeihauptwachtmeister Kothen – ein irres Gefühl.

Natürlich gab es einige, die jetzt heiß auf die Straße waren, die wirklich glaubten, dass sich das organisierte Verbrechen nun »warm anziehen« sollte. Ich war einer von ihnen.

Die Exekutive war angetreten, Recht und Ordnung zu bewahren und zu verteidigen. Ich hatte zweieinhalb Jahre alles gegeben und nun sollte die Bevölkerung davon profitieren dürfen.

Die Realität sah jedoch anders aus. Ich war der dritte Mann im Wagen, durfte also mit zwei erfahrenen Kollegen auf Streife fahren, als *Achslastbeschwerer*, damit wir jungen Hitzköpfe nicht über das Ziel hinausschossen.

»Wir nehmen dich jetzt mal ein wenig an die Hand.«

Wie sich das anhörte. Augenblicklich fühlte ich mich ein paar Zentimeter kleiner. Es gab noch eine Ausbildung nach der Ausbildung. Hatte ich da etwas verpasst? Ich fühlte mich wieder wie ein Polizeiazubi, bei den beiden älteren Herren mit Zwirbelbart, die vorn im Wagen saßen und sich über Lokalpolitik unterhielten. Wann ging es denn endlich los? Warum hatte ich noch keine Verfolgungsjagd erlebt, keine spektakuläre Festnahme? Was lief hier falsch?

Ich war einer von drei Dienstgruppen zugewiesen worden. Da die Polizeiwache 24 Stunden einsatzbereit sein musste, teilten sich drei Dienstgruppen diese 24 Stunden untereinander auf. Während meine Kollegen und ich den Nachtdienst versahen, arbeiteten die beiden anderen Dienstgruppen im Früh- und Spätdienst.

Ich trug meine schicke, neue Uniform und schaute aus dem Fenster des Passat B2. Die Dunkelheit flog an mir vorbei. In dieser Mittwochnacht wollte wirklich gar nichts passieren. Wir hielten gut sichtbar neben einer Bundesstraße an. So sah also mein erster Arbeitstag aus? Nicht gerade ruhmreich. Das hatte nichts von amerikanischen Actionfilmen, das hier war *Tatort* und damit meine ich den langweiligen Abspann. Vielleicht könnte ich wenigstens eine Personenkontrolle durchführen?

Doch aus irgendeinem Grund wollte einfach niemand diese Straße benutzen und besonders kein kriminelles Genie mit zehn Kilo Kokain unter dem Beifahrersitz.

Nach einer gefühlten Ewigkeit passierten uns ein paar Autos. Die ersten Personenüberprüfungen führten noch die beiden Kollegen durch. Auch da war nichts Besonderes dabei, meist Arbeiter aus der Nachtschicht des anliegenden Stahlwerks. Schließlich setzten sich die Kollegen in den Wagen.

»Mach du mal, Jung«, sagte der Ältere der beiden und holte seine Wurststulle heraus.

»Und immer schön ruhig mit den jungen Pferden«, fügte der andere hinzu und goss sich Tee ein.

Dann fielen die Türen zu und ich stand im Spätsommer allein auf weiter Flur und blickte auf die Straße. Sollte das schon alles gewesen sein? Die Minuten vergingen und auch mit viel Kreativität konnte ich mir nicht vorstellen, dass in den etwa fünf Personenkraftwagen, die noch an mir vorbeifahren würden, auch nur irgendetwas Illegales zu beanstanden sein würde.

Als ich die Hoffnung beinahe schon aufgegeben hatte, erkannte ich zwei kleine Lichter auf der Straße. Mein Blick verschärfte sich sofort und mein Herz begann, schneller zu schlagen. Keine 300 Meter vor mir fuhr jemand Schlangenlinien … und was für welche. Mein Gott, der Typ am Steuer musste eine ganze Brauerei getankt haben. Das Auto beanspruchte beide Spuren plus Standstreifen für sich, dabei machte es nicht den Eindruck, dass es langsamer werden wollte.

Sofort packte ich mir den beleuchteten Anhaltestab, kurz: Kelle, und rannte wie von der Tarantel gestochen dem Typ entgegen. Meine Schirmmütze landete auf der Straße, als ich wild schreiend und fuchtelnd dem Auto entgegensprintete. Das waren die Momente, für die ich Polizist geworden war. Mein erster Einsatz im Feld, wie die Ausbilder immer gesagt hatten. Ich werde meinen ersten Betrunkenen aus dem Verkehr ziehen. Erster Tag, erste Festnahme. Was wäre das für ein Einstand.

Noch immer machte der Wagen nicht halt. Stattdessen kam er mit unverminderter Geschwindigkeit auf mich zu. Mittlerweile schrie ich aus Leibeskräften und hätte schwören können, dass bereits die Hunde in einem Zwei-Kilometer-Radius zu bellen begannen.

Endlich schien der Typ mich zu bemerken und hörte auf, Schlangenlinien zu fahren. Leider gefiel mir sein jetziger Fahrstil noch weniger, da er beschleunigte und voll auf mich zuhielt. Zum ersten und leider nicht letzten Mal wurde mein Mund staubtrocken. Trotzdem blieb ich stehen und schwenkte wie wild die Kelle.

Noch 50 Meter, noch 30, endlich ging der Fahrer in die Eisen und zwar genau so, dass ich wutentbrannt mit der Kelle auf die Motorhaube schlagen konnte, als er zum Stehen kam.

»Halt, Polizei! Sie sind festgenommen.«
Diese Worte dürfte die ganze Stadt gehört haben.

»Halt, Polizei! Sie sind festgenommen.« Diese Worte dürfte die ganze Stadt gehört haben.

Erst dann erkannte ich das Blaulicht auf dem Dach und die allzu bekannte Schrift auf dem Fahrzeug.

Zum großen Finale ließen die Jungs im Inneren des Wagens einmal das Martinshorn erklingen. Dann kam noch eine spöttische Durchsage über den Lautsprecher: »Gehen Sie bitte runter von der Straße.«

Die Kollegen im Inneren konnten sich kaum halten, genau wie meine beiden Streifenkollegen, die mir laut lachend auf die Schultern klopften. »Janz ruhig, Brauner. Haste jut jemacht.«

Ich blickte die vier Kollegen an, immer noch schwer atmend und mit der Kelle in der Hand. Mittlerweile waren auch die beiden anderen ausgestiegen.

»Da müssen wir alle mal durch, Brauner. Sieh es als Feuertaufe …«

Einer der Kollegen setzte mir meine dreckige Schirmmütze wieder auf den Kopf. Ich hatte schon von »Feuertaufen« gehört, sie aber bisher nie mit mir in Verbindung gebracht. Wieder etwas dazugelernt. Ich fühlte mich wie ein kleiner Junge, der mit Erwachsenen Fußball spielen wollte. Nach einiger Zeit lachte ich trotzdem mit. Zugegeben, es musste bestimmt herzzerreißend ausgesehen haben, wie ich in bester Harakiri-Manier auf den Wagen zugesprintet war. Aber der Spitzname behagte mir ganz und gar nicht.

Brauner, wie sich das anhörte.

Wie ich später herausfand, hatte diese Floskel ihren Ursprung in Richard Wagners Oper *Die Walküre*, als Helmwige ein Pferd beruhigen will. »Ruhig, Brauner! Brich nicht den Frieden.« Schlimmer ging es ja wohl nicht.

Natürlich hatte sich die Geschichte innerhalb von wenigen Stunden auf der Wache verbreitet und diesen Spitznamen sollte ich bis heute behalten. Zumindest was das angeht, ist der Informationsstrom auf deutschen Polizeiwachen besser als der von der CIA.

Amerikanische Studien haben ergeben, dass mehr Neuigkeiten während Kaffeepausen weitergegeben werden als in offiziellen Mails. Nun, Internet war zu dieser Zeit etwas für Kernphysiker und Militärs, aber Kaffee wurde hier literweise konsumiert. Tatsächlich gehen bei manchen Ermittlungen ganze Plantagen drauf. Und das nur, damit wir nicht einschlafen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mich nervte mein neuer Spitzname. Ich war weder braun, noch war ich der einzige Frischling, der damals seinen Dienst in dieser Wache antrat. Was man wohl den anderen Neuen angetan hatte?

Tatsächlich passiert es heute noch, insbesondere wenn ich aus dem Urlaub komme, dass ich zu Dienstbeginn im Funk folgenden Spruch höre: »Ahh, der Braune ist wieder im Lande, wie war der Urlaub, mal auf ausländischen Autobahnen rumgelaufen?«

So viel zum Thema Funkdisziplin.

KAPITEL 3

ARAF UND SCHWARZZAHN

Die Polizeiarbeit besteht zu einem großen Teil aus Schreibkram. Das zeigen sie natürlich selten in den Serien, weil niemand sehen will, wie ein Uniformierter zwei Stunden an seinem Schreibtisch sitzt und die Akten der letzten Tage aufarbeitet. Interessante Geschichten kann man seiner Freundin zu Hause davon auch nicht berichten. Viel zu erzählen hatte dagegen mein dienstältester Kollege Herr Mattus. Er saß mir bei der Papierarbeit gegenüber und erzählte Jagdgeschichten.

Uns Jüngeren fiel zumeist die Aufgabe zu, hin und wieder von den Akten aufzusehen und zu antworten.

Wir sagten dann so Dinge wie: »Wirklich? Ein Zwölfender. Das ist ja toll.« oder »Drei Tage auf dem Hochsitz, das hätte ich nicht ausgehalten.«

Ich entwickelte dabei eine gewisse Routine und sagte die Phrasen irgendwann automatisch, damit ich mich auf meine eigentliche Arbeit konzentrieren konnte.

Doch Mattus liebte Spitzfindigkeiten und achtete genau darauf, dass man auch die korrekten Bezeichnungen verwendete. Fälschlicherweise werden die Amts- oder Dienstbezeichnungen der Beamten oft als Dienstgrade bezeichnet. Dabei haben die Polizeivollzugsbeamten ein Amt inne, also: Amtsbezeichnungen. Herr